

Nr. 14. **Bromberg, den 21. Januar** **1926.**

Der Globus-Apotheker.

Ein humoristischer Reiseroman von Heinz Welten.

(19. Fortsetzung.) ——

Minchen schwitzte vor Anstrengung. Nicht einmal die Seefahrt ließ er gelten. Es war schwer etwas zu sagen, das seinen Beifall fand.

„Ja, das Schiff ist nicht schön und die Kabinen sind sehr klein"

„Miserabel sind sie. Hundslöcher sind sie. Ich schlaf noch allein. Ist trotzdem kaum zum Luft holen. Und heut muß ich raus. Kommen vier Schotten hinein. Ich muß hinüber in den Käfig, wo der Apotheker drin ist. Wird eine schöne Schweinerei werden. Eine nette Vergnügungsreise. Nicht einmal Spielkarten sind an Bord. Einen Tarok will ich spielen. Niemand spielt Tarok. Nette Vergnügungsreise."

Endlich hatte Minchen etwas gefunden.

„Und diese Waschtische! Haben Sie sich schon den Waschtisch angesehen. So eine kleine Waschschüssel. Ich meiß am Morgen immer nicht, wie ich mich darin waschen soll."

Podrotschek nickte. „Das sind überhaupt keine Waschschüsseln. Das sind Speinäpfe."

„Wenn wenigstens eine Badeeinrichtung da wäre! In Zwickau habe ich immer gebadet."

Podrotschek machte ein zufriedenes Gesicht. Endlich sprach sie ein vernünftiges Wort. An die fehlende Badeeinrichtung hatte er noch gar nicht gedacht. Aber sie hatte recht: auch das war eine Schweinerei. Warum war keine Badeeinrichtung an Bord? Aus der Kapitänskajüte konnte man sehr gut eine Badestube machen. Der Kapitän konnte mit dem Steuermann zusammen schlafen. Zwar war auch die Kapitänskajüte nur klein. Man würde sich in der Badestube nicht umdrehen können. Aber eine Wanne ging schon hinein. und die Hauptsache blieb: man sah doch den guten Willen. Aber darauf kam es hier nicht an. Die Passagiere waren Nebensache, waren Luft; sie waren gut genug. um tüchtig zu bezahlen. Die Hauptsache waren der Kapitän und der erste Offizier. Die saßen oben an der Tafel, suchten sich die besten Stücke zuerst heraus und gaben nicht einmal ihre Kajüte her, damit man eine Badestube daraus machen konnte!

Minchen erntete den ersten freundlichen Blick. Das mit der Badestube hatte ihm gut gefallen. Heute Abend noch wollte er an die Dampfschiffgesellschaft nach Kopenhagen schreiben, einen geharnischten Brief, den sie nicht hinter den Spiegel stecken würden. Warum mußte der Kapitän eine Kajüte für sich allein haben, während die Passagiere zu vier in einem Käfig untergebracht wurden? War das Gerechtigkeit? Die fehlende Badestube war eine hygienische Todsünde. Da müßte in Kopenhagen die Polizei einmal einschreiten. Oder gab es in Kopenhagen keine Polizei?

Minchen sagte, daß sie es nicht wisse. Aber sie würde sich gar nicht wundern, wenn es der Fall wäre. Sie mußte wieder an die Beine der Däninnen denken, die auf den Schaukeln so deutlich sichtbar waren. In Deutschland würde die Polizei so etwas verbieten.

Sie sagte nichts von diesen Beinen, aber sie erklärte, daß ihrer Ansicht nach in Kopenhagen alles möglich sei. In Zwickau wären die Verhältnisse bedeutend besser, vom hygienischen und vom moralischen Standpunkte aus.

Wieder traf sie ein wohlgefälliger Blick. Ja, sie hatte recht. Daheim war es am besten. Noch von jeder Reise hatte Herr Podrotschek diese alte Weisheit heimgetragen. Aber dennoch reiste er in jedem Jahre wieder. Der Mensch muß sein Vergnügen haben. Hündekuchen zu fabrizieren ist kein Lebensinhalt.

In Roseburnpark angekommen, schlug Elterlein vor, zunächst den Park zu besichtigen und dann Kaffee zu trinken. Doch Tante Therese erklärte, daß sie Kaffeedurst habe und daß niemand von ihr verlangen könne, hungernd und halb verdurstet zwischen den Bäumen herumzulaufen.

„Bäume sind Bäume. Ob ich zwei mehr oder zwei weniger sehe, ist mir gleichgültig."

Ob es hier guten Kuchen gibt?

Sie hatte plötzlich Appetit auf Napfkuchen bekommen.

Herr Podrotschek gab ihr recht. „Erst muß der Mensch seine Jause haben. Ein Mensch ohne Jause ist kein Mensch mehr."

Doch als Herr Elterlein sich auf die Suche nach dem Café begeben wollte, das irgendwo in der Nähe beim Eingang zum Park liegen sollte, stellte sich heraus, daß man sich geirrt hatte. Oder daß man falsch informiert worden war. Ein alter Parkwächter, mit dem er sich längere Zeit unterhielt, erklärte ihm, daß es in Schottland solche Gartenlokale nicht gäbe. Wer speisen will, speist in der Stadt und wer hinausfährt ins Freie, nimmt sich sein Essen und Trinken mit.

„Vergessen wir nicht, meine Herrschaften", ergänzte Elterlein die Worte des Alten, als er sie übersetzte, „daß wir uns auf britischem Boden befinden, in dem Lande, in dem die Picknicks erfunden wurden."

„Ich wußte garnicht. daß Sie so gut englisch sprechen", wunderte sich Hedda Vulpius.

„Nicht einmal eine Jause werden wir haben. Es wird immer schöner", jammerte Herr Podrotschek. „Herrschaft nein! Ist das eine Vergnügungsreise?"

„Natürlich. Nicht einmal eine Jause gibt es hier. Das ist ja selbstverständlich", sekundierte Minchen Enkelmann und überlegte, was eine Jause sein könnte. Eine Tasse Kaffee oder ein Stück Kuchen, oder vielleicht beides zusammen? Jedenfalls war es etwas zum Essen.

Frau Enkelmann sagte gar nichts. Sie war beleidigt. Natürlich war man ihr zum Fleiß hierher gegangen, obwohl man gewußt hatte. daß es keinen Kaffee geben würde. Aber sie würde dem Lehrer das nicht vergessen.

Plötzlich hob sie die Nase in die Luft, zog sie prüfend ein, schnupperte wie ein Jagdhund.

„Pfui Teufel! Was ist denn das plötzlich für ein Gestank. Da hört aber doch alles auf."

Ein vernichtender Blick streifte die kleine Gesellschaft, langsam einen nach dem andern. Nicht einer war darunter, dem sie so etwas nicht zugetraut hätte. Höchstens Hedda Vulpius und Minchen hätte sie ausgenommen. Feine Mädchen tuen so etwas nicht. Jeden einzelnen der drei Herren schien ihr Blick durchbohren zu wollen. Selbst ihren Neffen. Auch die verwandtschaftliche Liebe hat ihre Grenzen.

Dietrich Overweg zog prüfend die Luft durch die weitgeöffneten Nüstern. Gerüche auf ihren Ursprung festzustellen war seine Spezialität, dafür war er Apotheker. Von dem furchtbaren Verdacht, den seine Tante gegen ihn hegte, ahnte er nichts.

„Es riecht gewissermaßen nach Schwefelwasserstoff. Das ist der charakteristische Geruch der Darmgase und faulen Eier. In beiden findet sich Schwefelwasserstoff."

Der alte Parkwächter, der in Erwartung eines kleinen Trinkgeldes abseits stand, hatte am Mienenspiel

den Inhalt des Gespräches erraten. Er trat näher und wies mit dem Daumen auf einen kleinen Bretterverschlag.

„The Venustempel."

„Ein Schwefelwasser mit starkem Schwefelgehalt fließt am Eingang zum Roseburnpark vorüber. Ehedem wurde es zu Heilzwecken verwandt. Heute liegt die Quelle unbenutzt. Sie ist mit einem Eisengitter umzäunt und mit einem Bretterdach versehen. Im Volksmunde heißt das kleine Häuschen der Venustempel," las Dr. Heinecke aus seinem Führer vor.

„Venuswasser nennen sie ein so abscheulich riechendes Wasser? Das ist eine wunderliche Zusammenstellung," meinte Hedda.

„Das ist garnicht so wunderlich," belehrte der Apotheker, „das ist gewissermaßen sogar sehr richtig. Indem nämlich schon immer bei Krankheiten der Liebe, bei sogenannten venerischen Krankheiten . . ."

„Nun hören Sie aber auf! Wir haben Damen hier," unterbrach Dr. Heinicke.

„Was ist da dabei? Vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus ist da garnichts dabei. Denn die venerischen Krankheiten, die Krankheiten der Venus gewissermaßen —"

„Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß Sie aufhören sollen!"

Dr. Heinicke wurde wütend. „Kommen Sie, Fräulein Vulpius, wir wollen gehen."

Er kehrte um und machte lange Schritte, den nämlichen Weg zurück, den sie gekommen waren. Fräulein Vulpius war seine Braut. Zwar noch nicht seine richtige Braut, sondern nur seine präsumtive. Sie wußte noch nichts von dem großen Glück, das ihr bevorstand. Aber sie ahnte es schon. Deutlich genug war es ja gewesen. Seine Braut sollte von solchen schmutzigen Dingen nichts erfahren.

Dietrich Overweg folgte kopfschüttelnd mit den übrigen. Was wollte der Oberlehrer denn? Da war doch garnichts dabei. Und überhaupt vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus.

In der Prinzeßstreet vor dem Caledonienbahnhof wurde beratschlagt, was man beginnen sollte. Die Beratung dauerte nur wenige Minuten. Denn der Vorschlag, den der Apotheker machte, fand allgemeine Billigung.

„Wir gehen jetzt in ein gutes Lokal und essen zur Nacht, wenn es auch noch etwas früh ist. Dann kehren wir auf das Schiff zurück. Morgen früh fahren wir um fünf Uhr ab. Dann ist es doch nichts mehr mit dem Schlaf. Denn die Leute auf dem Schiff machen viel Lärm und die Maschine kennt keine Rücksicht."

„Nein, die Maschine kennt keine Rücksicht", sagte Minchen und sah Herrn Podrotschek an.

Herr Podrotschek nickte ihr zu; sie gefiel ihm immer besser. Auch über den Lärm der Maschine würde er ein paar Worte schreiben. Man könnte Schalldämpfungen anbringen.

Auch Dr. Heinicke war zufrieden. Die Strecke, die sie morgen fahren würden hatte er in seinem Reisebuch noch nicht durchgelesen. Ein guter Lehrer muß seinen Schülern immer um eine Unterrichtsstunde voraus sein. Tante Therese wollte noch einmal nachsehen, ob sie die Brötchen nicht doch finden würde. Hatte sie sie nicht — gut eingewickelt natürlich — in den Wachstuchbeutel gelegt, in dem ihr Waschlappen und ihre Zahnbürste lagen? Sie mußte einmal nachsehen. Dietrich Overweg verfolgte mit seinem Vorschlag, bald auf das Schiff zurückzukehren, besondere Zwecke. Noch immer rumorte das Seifenwasser in seinen Därmen und ließ ihm keine Ruhe. Er mußte eine Rizinuskapsel nehmen, damit alles heraus kam und dann ein paar Opiumtropfen. Wie gut, daß er von allem etwas mitgenommen hatte. Nur Elterlein machte Einwendungen. Erstens könne er jetzt noch nichts essen und zweitens hätte er noch einen Abendspaziergang vor, auf den er sich den ganzen Tag über schon gefreut hätte. Auf den Arthurseat wollte er noch hinauf und von dort den Sonnenuntergang ansehen. Vielleicht würde er bis Mitternacht dort oben sitzen.

„Wenn man eine Seereise macht, braucht man nicht auf die Berge zu klettern", entschied Herr Podrotschek und Tante Therese fügte hinzu: „Sie werden sich einen ordentlichen Schnupfen holen."

Auch der Apotheker machte ein mißbilligendes Gesicht. Schon in Kopenhagen war Herr Elterlein immer eigene Wege gegangen. Auf seiner Orientreise hätte so etwas nicht vorkommen können. Da mußten alle hübsch beisammen bleiben, „so, daß ich Sie immer zählen kann", hatte der Reisemarschall erklärt. Aber Dr. Heinicke war kein Reisemarschall.

Nur Hedda Vulpius fand den Vorschlag Elterleins gut. „Ich komme mit. Natürlich komme ich mit."

„Sie werden Ihren Aufsatz machen, Fräulein Vulpius", sagte Dr. Heinicke mit Nachdruck.

Sie schüttelte lachend den hübschen, blonden Kopf.

„Der wird auch noch fertig. Ich habe Heinzelmännchen. Heute Abend klettere ich auf den Arthursitz."

Doch Elterlein lehnte ihre Gesellschaft ab.

„Ich möchte Sie gern mitnehmen. Das können Sie sich wohl denken. Aber es geht nicht. Es kann sein, daß ich erst spät nach Mitternacht, im Morgengrauen aufs Schiff zurückkehre. Ich liebe die Sommernächte im Freien über alles."

„Was schadet das? Ich liebe sie auch."

Dr. Heinicke war empört. Nein, das war zu arg. Sollte er sich so getäuscht haben? Wo blieb das Pflichtgefühl? Und die Reserve, die sie sich als Braut eines Oberlehrers schuldig war? Er hüstelte vernehmlich.

Elterlein haschte nach ihrer Hand und hielt sie fest.

„Seien Sie nicht bös, Fräulein Hedda. Es geht nicht. Seien Sie versichert, wenn es möglich wäre, würde ich nicht nein sagen. Mit keinem Menschen stiege ich lieber da hinauf als mit Ihnen. Und wenn wir ganz allein wären, würden wir es auch tun. Warum auch nicht? In eine Kirche würden Sie ja auch mit mir gehen können. Und eine schönere Kirche als Gottes herrliche Natur gibt es nicht."

„Nun also", sagte Hedda.

„Aber wir sind nicht allein. Wir sind in einer größeren Gesellschaft und sind unter Engländern, die ihren eigenen Sittenkodex haben. Wir müssen Rücksicht nehmen."

„Sie sind schlimmer als eine Pensionsmutter", protestierte Hedda. „Ich hätte Ihnen mehr zugetraut. Selbst mein Vater würde nichts dagegen haben. Mein Vater sagt immer — — — —"

„Ich weiß, was Ihr Herr Vater sagen würde. Aber darum handelt es sich nicht. Es ist ein einfaches Rechenexempel. Wir sind auf dem Schiff in einer Gesellschaft, die über gute Sitten ihre eigenen Begriffe hat und die für jeden Verstoß sofort die Rechnung präsentiert. Würden Sie die Nacht mit mir auf dem Arthursitz verbringen, dann wäre das für jene eine Todsünde und Sie würden während der ganzen Fahrt boykottiert werden. Mit den nämlichen Menschen fahren wir wohl auch wieder zurück. Zehn Tage sind wir mit ihnen zusammen. Zehn unangenehme Tage, denen zwei bis drei angenehme Stunden gegenüberstehen. Das hat keinen Sinn."

Hedda zuckte die Achseln. „Man merkt, daß Sie ein Bankbeamter sind. Alles wird für Sie zu einem Rechenexempel. Gute Nacht."

Sie drehte sich um und schritt den anderen nach, die langsam vorangegangen waren.

Elterlein schaute ihr nach. Er hätte sie gern mitgenommen. Aber es war besser so.

Langsam schritt er durch die Altstadt, durch die ihm jetzt schon bekannte Canongate nach Holyroodschloß und von da in Serpentinen die Salisbury Craigis hinauf zum Arthurseat. Er blieb unterwegs nicht stehen, schaute sich nicht ein einziges Mal um. So stieg er stets auf Berge, von deren Spitze er eine besonders schöne Aussicht erwartete.

Als er auf dem schmalen Plateau neben dem eisernen Kreuz stand, das den höchsten Punkt von Arthursseat bezeichnet, atmete er tief auf, öffnete die Augen weit und blickte über die breite blaue Fläche der Forthbucht, die sich vor ihm ausbreitete. Zu seinen Füßen lag die Stadt, so rein in ihren architektonischen Linien wie wenige andere, die Seestadt inmitten der Berge mit ihren malerischen, rosenübersponnenen Klüften, mit ihren dichtbelaubten Abhängen, an denen die Häuser der Armen wie Schwalbennester kleben, mit ihren stolzen, reichen Palästen, die im Schmuck ihrer Waffen und Türmchen, ihrer Fähnchen und Mauerkränze prangen. Da lag die Stadt, im Norden vom Meere umspült, im Süden, Westen und Osten durch steile, wildklüftige Felsen geschützt in romantischer Schönheit wie ein mittelalterliches Heldenepos.

Die sinkende Sonne tauchte in ein Meer von Gold und Purpur und rötete scheidend die Spitzen der Felsen.

Elterlein stand still neben dem Kreuz und faltete die Hände. „Herrgott im Himmel, wie schön, wie wunderbar schön ist deine Welt!"

(Fortsetzung folgt.)

Die letzte Düne.

Buschskizze von Paul Herrmann-Geithain.

Wir hatten ihn alle gern, den fröhlichen Sänger. Er war ein Hanseate und hieß Charles Lütjehagen. Er war untersetzt und breitschultrig und hatte einen Charakterkopf, der augenfällig an den großen Verbannten auf St. Helena erinnerte. Was Wunder, daß ihn ein spitzfindiger Farmer-Philosoph mit der Bezeichnung „Bonaparte" belegte und was Wunder, daß hundert andere diesen Spitznamen beifallsfreudig nachplapperten.

Dieser Charles Lütjehagen war weiland Koch an Bord eines „Castle Line“-Dampfers gewesen und von ungefähr von seinem in einem kapländischen Hafen vor Anker liegenden Schiffe ausgerückt. Er machte seiner Natur nach dem großen Doppelgänger wenig Ehre. Ich sagte schon, es war ein fröhlicher Sänger. Wie hätte er da herrschsüchtig noch ehrgeizig, weder vermessen noch gefühllos sein können?

Er war moralisch und seinem äußeren Menschen nach ein wenig abwärts geraten, wie es eben bei jemand, der vor anderthalb Jahrzehnten der Zivilisation den Fehdehandschuh zugeworfen hatte, nicht anders sein konnte. Beständig lief er mit nach Luft schnappenden Schuhen herum, als Wahrzeichen seines Buschläufertums, und sein Anzug war mehr oder minder von jener Patina überzogen, welche der konsequenten Verachtung des Wassers ihre Entstehung verdankt. Mitunter geschah es allerdings, daß dies das Auge einer Kolonistenfrau verletzte, wenn sich der sonnige, gerngesehene Vagabund da oder dort zu Gaste bat. Dann kam's wohl vor, daß sich um das Für und Wider der Zweckmäßigkeit ein kleiner Streit zwischen ihm und ihr entspann. Denn Charly behauptete steif und fest, daß diese glänzende Speckschicht auf seinem Habit dieses widerstandsfähig wie Hartebeestleder mache. Aber die Frau, wie so oft im Leben, behielt das letzte Wort. Dann jagte sie ihn zur Nachtruhe nackt auf das Maisstrohlager, und das schwarze Mädchen für alles hatte die Ehre, beim Schein einer rußenden Petroleumfunzel des Troubadours heißumstrittene Kleider zu waschen, damit sie bis zum Morgen der kräftig wehende Steppenwind trockene.

War auch, wie gesagt, des Liederreichen Moral ein wenig angelaufen, so ging das doch keineswegs bis auf den Kern. O nein, dieser Kern war gut. Noch mehr, dieser Kern war so gesund, wie sich dessen nur wenige rühmen dürfen und hob ihn aus dem Milieu der Anrüchigkeit hoch empor. Er besaß ein warmes ehrliches Herz und seine Seele war ein zartbesaitetes Instrument. Aus diesen Saiten geisterten Klänge von Heimat, Berg und Liebe empor, sprangen über auf die feinfühlenden, wenn auch nicht immer sauberen Finger und von da auf die Saiten der Laute. Dazu sang er einen begnadeten Bariton. Wie? soviel für's Gemüt, und der Vagabund wöge den Sänger nicht auf? Nun, die weltflüchtigen Pioniere wissen's, wie man verirrte Kunst zu schätzen hat.

So saß er einst auf der Veranda des Farmhauses von Verlorenhoek und sang und sang. Es war eine Novembernacht in ihrer südländischen Schönheit; warm, ohne schwül zu sein, nur silbern. Wirklich silbern, es gibt kein anderes Wort dafür. Aufmerksam, mit sinnigem Ernst stimmte er die Saiten. Eine größere Pause entstand. — Frau Dörte, die hübsche rundbäckige Herrin von Verlorenhoek, hatte Charles Bonaparte einen etwas eingelaufenen aber sauberen, naphtalinduftenden Khakianzug ihres Gemahls zum Geschenk gemacht. So still war die Nacht, wie es eben nur eine Steppennacht sein kann. Als feines Klirren hörte man das Rascheln des Laubes der Passifloren, welche das Verandaspalier umwucherten.

Der Troubadour der Steppe war unschlüssig, in welcher Weise er den Abend einleiten sollte, ob herausfordernd oder einschmeichelnd sehnsüchtig. Dann geschah es aber doch, daß er ungefähr die Mitte hielt; er brachte die Laute dem Kinn nahe, als ob es eine Geige wäre, spielte ein neckisches Pizzikato und reproduzierte sich als geschickter Stegreifkomponist. Frisch-fröhlich sang und dichtete er drauflos, mit beispiellosem Selbstvertrauen und schuf eine Atmosphäre um sich, welche stürmischen Beifall und Bewunderung auslöste. Begeistert stand der Farmer auf und streckte ihm das Glas mit selbstgekeltertem Muskateller entgegen:

„Los Bonaparte! Stoßen Sie an! und dann noch eins, frei nach Charles Lütjehagen.“

Lächelnd schüttelte der Sänger-Vagabund den Charakterkopf: „So nicht, Herr Karnahl, eins gelang, das zweite wird mißraten. Das nächste Mal, das nächste Mal!“ Dann sang er, und meisterte weiter die Saiten bis in die elfte Nachtstunde. Alles bunt durcheinander, ein Sammelsurium vertonter Lyrik.

Das letzte Lied sang er nicht zu Ende, mitten brach er ab und legte die Laute auf den Tisch: „Herrschaften, entschuldigen Sie, daß ich bei Nacht und Mondschein flüchtig werde. Aber ich entsinne mich kaum solch wunderbarer Nacht wie heute und möchte sie nützen. Ich will nach Orutongua!“

Die überraschte Farmerin fragte, als ob sie nicht recht gehört hätte: „Heute Nacht?“

„Gewiß, Frau Karnahl. Diese unbeschreibliche Nacht stimmt heute mit des fahrenden Sängers Seele überein.“

Der Farmer mischte sich energisch hinein: „Sind Sie verrückt geworden Charly, um Mitternacht den Weg nach Orutongua zu nehmen? Sie bleiben! Verstanden!“

Charly lächelte sein sympathischstes Lächeln: „Ganz gewiß nicht, Herr Karnahl, ich rücke. Genau so, wie ich seinerzeit vor Port Elizabeth von der „Palmerstone“ gerückt bin — erlaubnislos“. Und so geschah's, kaum daß die Farmerin Zeit fand, des Sängers Rucksack aus Antilopenhaut mit Proviant vollzupfropfen und den Wassersack zu füllen.

„Djüs ook! Das nächste Mal! Das nächste Mal!“ und fort war er.

Geraume Zeit noch trug der Steppenwind Charlys schönen vollen Bariton dem Farmhaus zu, bis das Rattenfängerlied immer leiser und leiser ausklang, um zuletzt ganz mit dem Schweigen der Nacht zu verschmelzen.

Nachdenklich schüttelte der Farmer den Kopf: „Tja Dörtchen, unser Bonaparte scheint so sukzessive spleenig zu werden.“

Orutongua war eine paradiesische Wasserstelle, gelegen in der nördlichen Omaheke; etwa vier Tagereisen von Verlorenhoek entfernt. Orutongua war das rettende Asyl der durch die alljährlichen verheerenden Grasbrände heimgesuchten Farmer. Hierhin, wo es immer Weide und Wasser gab, trieben sie ihr hungerndes Vieh, bis das Gras auf der heimischen Farm neu emporschoß. Dieses Orutongua war eine sogenannte Kalkpfanne, wo überall das Wasser in Tümpeln, Löchern und Weihern zu Tage trat. Es hatte einen Baumbestand von unbeschreiblichem Liebreiz. Ein glücklicher Gedanke eines gütigen Meisters, dem matten Diadem der harten Omaheke einen leuchtenden Smaragd einzufassen.

Auch dieses Jahr hatten Freunde und Gönner des beliebten Sänger-Vagabunden auf Orutongua unter dem Zwang der Verhältnisse Zuflucht gesucht. So trieb es ihn nordwärts, plötzlich und ungestüm.

— — — — — — — — — — — — — — —

Kein Mensch weiß um den Vorgang der schauervollen Tragödie, die sich zwischen den Dünen abgespielt hat. Offenbar war nur: Charles Lütjehagen hatte sich verirrt. Er, der landeskundige Läufer, hatte in der Region der Omahekedünen die Orientierung verloren trotz seines ausgeprägten Orts- und Richtungsinnes. Eine Tagereise vor der Wasserstelle machte der Pfad einen umständlichen zeitraubenden Bogen. Hier mußte es geschehen sein, wo der Landfahrende abbog, um den Weg zu kürzen; unbekümmert und ganz im Vertrauen auf sein Fähigkeiten im Pfadfinden. Düne um Düne wird er genommen haben. Zuerst vielleicht kreuz und quer, dann kreisend, immer kreisend. Größer und größer mag der Kreis geworden sein und so wird er alle Dünen genommen haben, bis auf die letzte. Ohne zu wissen, daß es die letzte war und daß es dahinter in kaum zwei Kilometer Entfernung Wasser gab, viel Wasser. —

Gegen neun Uhr morgens ritt einer der abgebrannten Farmer zur Jagd in die Dünen. Sein Hund, ein prachtvoller Spürer, brachte die Nase bald nicht mehr vom Boden, bis er plötzlich hinter einer dichten Fahlbuschgruppe in langen klagenden Tönen etwas verbellte.

Der Farmer ritt herzu und erkannte mit lähmendem Entsetzen in dem noch zuckenden Körper den Omahekesänger, mit dem Gesicht auf dem Boden über der Laute liegend.

„Heilige Dreifaltigkeit! Charly! Charly! was ist mit Ihnen?“ Er hob den willenlosen Kopf des Verschmachteten in die Höhe und sah in zwei stiere, vom Wahnsinn gezeichnete Augen, in denen noch ein winziges Fünkchen Leben flackerte. Zu spät! Charles Lütjehagen, der Läufer und Sänger, nahm kein Wasser mehr an und starb kurz darauf unter seinen Händen. —

Später erfuhren wir das Datum des Tages, an welchem er aufgefunden wurde. Neun Tage hatte er gebraucht von Verlorenhoek bis zur Fundstelle. Somit war er am vierten, vielleicht auch am fünften Tage, nachdem ihm der Wasservorrat ausgegangen war, zusammengebrochen — an der letzten Düne.

Erbschaften mit Hindernissen.

Seltsame Testamente.

Die Aussicht auf eine Erbschaft ist jedem erwünscht. Daß man indes nicht immer zu seinem Vergnügen in einem Testament aufgeführt ist, das beweisen folgende Vorgänge:

Ein Kaufmann in Süddeutschland hinterließ seiner Witwe nahezu eine halbe Million mit der Bestimmung, daß sie jeden Tag ganz in Schwarz gekleidet eine halbe Stunde lang an seinem Grabe verweilen müßte; es sollte dies die Strafe für den vielen Verdruß sein, den sie ihm während ihres ehelichen Zusammenlebens bereitet hatte.

Ein anderer Ehemann hinterließ seiner Frau 250 000 Mark. Die Summe sollte verdoppelt werden, wenn sie nach seinem Tode eine Witwenhaube tragen würde. Der Ehemann hatte seine Frau strafen wollen, aber er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Er hatte nämlich im Testament das Wort „stets“ vergessen. Die Witwe trug das

Häubchen sechs Monate hindurch. Nach dieser Zeit forderte sie ihr Extra-Erbteil und erhielt es auch; denn sie war dem Wunsch des Erblassers nachgekommen und hatte die Witwenhaube getragen, wenn auch nur für kurze Zeit.

Ein Pariser, der eine gute Portion Humor besaß, vermachte einen Betrag von je 500 Frank jedem seiner Erben, der nicht an seiner Beerdigung teilnahm. Zur Belustigung der anderen Familienangehörigen folgte dem Leichenwagen nur ein armer Neffe. Dieser aber wurde für seine Anhänglichkeit für den Verstorbenen reich belohnt. In einem Zusatz des Testamentes, der erst nach der Beerdigung bekanntgemacht werden durfte, war bestimmt, daß derjenige oder diejenigen, die dem Verstorbenen die letzte Ehre erweisen würden und so auf die 500 Frank verzichteten, den Rest seines ansehnlichen Vermögens erhalten sollten. Auch Prinzipien werden in Testamenten hin und wieder auf die Probe gestellt. Ein reicher Kaffeehausbesitzer in Liverpool vermachte sein großes Café einem Neffen, der ein überzeugter Abstinenzler war und noch ist, mit der Bedingung, daß dieser Neffe fünf Jahre lang das Café bewohnen und führen müsse. Danach sollte er über das Café, das einen jährlichen Reingewinn von 20 000 Mark abwarf, nach eigenem Gutdünken verfügen können. Der Erbe aber blieb seinen Grundsätzen treu und schlug die Erbschaft aus.

Eine ähnliche unmögliche Bedingung verfügte ein im Jahre 1892 verstorbener weltbekannter englischer Politiker in seinem Testament. Er vermachte zwei Ölporträts, von denen das eine ihn selbst, das andere den Staatsmann Gladstone darstellte, zusammen mit einem Betrage von 1000 Pfund Sterling einem Bürger seiner Vaterstadt Lancashire, der seinem politischen Standpunkt entgegen war. Nach dem Testamente mußte dieser die beiden Bilder nebeneinander an einer deutlich ins Auge fallenden Stelle seines Salons anbringen. Doch er weigerte sich dessen und verzichtete somit auf die Erbschaft. Ein reicher Londoner, der vor einigen Jahren starb, hinterließ ein Jahresgeld von 750 Pfund, das ausgezahlt werden sollte an seinen Sohn Richard unter der Voraussetzung, daß dieser werktäglich mindestens sieben Stunden lang mit seinen Händen arbeite. Es war dieses dem Testament zufolge bestimmt worden, um den Sohn, der bis dahin nur seines Vaters Geld vertan hatte, von seinem Nichtstun zu kurieren, und ihn des Segens ehrlicher Arbeit teilhaftig zu machen. Doch der Sohn gab den 500 Pfund, die er aus mütterlichem Erbteil schon empfing, den Vorzug, und verzichtete auf das größere Jahresgeld, das ihn seiner freien Zeit berauben sollte.

Der reiche Vater eines wenig versprechenden Sohnes stellte in seinem Testamente für denselben eine jährliche Summe von 2000 Pfund zur Verfügung, solange er dem Testamentsvollstrecker nachweisen konnte, daß er seit seines Vaters Tode keine Spielkarten noch Würfel angerührt und an Rennwetten nicht teilgenommen hatte. Sechs Monate lang vermochte der jugendliche Erbe die Bestimmungen einzuhalten, dann aber wurde die Versuchung so groß, daß er einen geringen Betrag auf ein Pferd setzte, wodurch er des Anspruchs auf die erhebliche Erbschaft auf immer verlustig ging und diese dem Testament zufolge einer Wohltätigkeitsstiftung zufiel.

Eine sehr sonderbare Bestimmung enthielt das Testament eines exzentrischen Gutsbesitzers in Surrey, der 1864 starb. Zeitlebens hatte er eine umfangreiche Sammlung angelegt von Gegenständen, die bekannten Mördern zugehört hatten, worauf er sich nicht wenig zugute tat. Bei seinem Ableben vermachte er die Sammlung nebst einem Betrage von 10 000 Pfund einem seiner Freunde, der für die Sammlung ein besonderes Zimmer bereitstellen und die Gegenstände der Besichtigung zugänglich machen sollte. Doch der Freund bekleidete unglücklicherweise ein Richteramt und konnte es trotz der verführerischen Geldsumme nicht übers Herz bringen, die interessante Kollektion ins Haus zu nehmen.

Wohl die absonderlichste Erbschaft mit Hindernissen ist die eines Gutsbesitzers aus Yorkshire, der u. a. ein lebenslängliches hohes Jahresgeld einer Dame aussetzte, die ihm vor Jahren einen Korb gegeben hatte. Die einzige Bedingung, die an das Legat geknüpft war, verpflichtete die Dame, jedes Jahr am Geburtstage des Erblassers in Trauerkleidung dessen Grab zu besuchen und auf demselben ein Sträußchen Vergißmeinnicht niederzulegen als Zeichen dafür, daß sie ihr früheres Verhalten bereue. M. N.

Der mit Gold gepflasterte See.

Das Unternehmen des englischen Bergwerksingenieurs Knoles, der die ungeheuren Schätze in einem der fünf heiligen Seen, die in den tiefen Gebirgsfalten der Columbischen Anden in Südamerika liegen, heben wollte, scheint den englischen Blättern zufolge ein schöner Erfolg geworden zu sein. Der See, der nach den Behauptungen sachverständiger Landeskenner buchstäblich mit Gold gepflastert ist, liegt etwa 3000 Meter über dem Meeresspiegel und hat eine beträchtliche Tiefe. Knoles hat nun kostbare Ohrringe, fünfhundert Jahre alte Helme und viele Wertgegenstände geborgen, die aus dem Besitz der von Cortez und Pizarro allmählich ausgerotteten Ureinwohner stammen sollen.

Nach dem Glauben der eingeborenen Indianer gingen in den fünf heiligen Seen die bösen Geister um, und um deren Zorn zu besänftigen, opferten die Priester der Gottheit kleine Figuren aus reinstem Gold. Als später die Spanier in das Land eindrangen, brachten die Fürsten der einzelnen Stämme ihre persönlichen Schätze auf dem Boden des heiligen Sees in Sicherheit. Die Eroberer versuchten vergeblich, ihrer habhaft zu werden und besonders war es der König von Spanien, der die Versuche zur Bergung der Kostbarkeiten ermutigte und einen seiner Heerführer beauftragte, das Wasser des Sees abzulassen. Dieses Unternehmen war natürlich von größerem Erfolge begleitet, und wenn es auch nicht gelang, alle Schätze zu heben, so brachten die spanischen Galionen doch Gegenstände von unschätzbarem Wert nach der Heimat.

In neuerer Zeit ist man auf die Versuche zurückgekommen. Im Jahre 1904 machten sich amerikanische Ingenieure daran, den See vollständig auszutrocknen, und fanden auf dem Grund zahlreiche Edelsteine und alte Goldstücke. Sachverständige behaupteten allerdings, daß man hier noch tiefer graben müsse, den unter dem Bett des Sees, auf felsigem Grund, sollen noch unermeßliche Wertstücke ruhen. Knoles habe jetzt neue Anregung gegeben, und so hat sich eine Gesellschaft gebildet, die in großzügiger Weise die letzten Überreste einer alten Kultur zutage fördern will.



Bunte Chronik



* **Portier und — Millionär.** Wie aus Budapest berichtet wird, kam dort vor einigen Tagen ein armer Portier zu ungeahntem Reichtum. Ein vor 37 Jahren in Australien verstorbener naher Verwandter des Portiers hatte diesem 15 Millionen Pfund Sterling hinterlassen. Seit 1888 hatte man sich bemüht, den Erben festzustellen, was erst jetzt gelungen ist. Dem Portier wurde die Mitteilung, daß er glücklicher Besitzer von 375 Milliarden ungarischer Kronen werde. Dieser nahm die Nachricht mit großer Gelassenheit auf und bemerkte dazu, daß er aber doch seine Stellung als Portier beibehalten wolle, bis das Geld in seinen Händen sei.

*

* **Ach, wenn ich doch Müller hieße!** Eine ganz eigentümliche Statistik kann ein Standesamt in einem kleinen eichsfeldischen Ort aufweisen. Sämtliche Bräute, die sich vor diesem Standesamt im Jahre 1925 in Ehefrauen umwandeln ließen, mit einer einzigen Ausnahme, haben den Namen „Müller" geführt. So daß die eichsfeldischen Damen, wenn sich kein Freier finden will den Seufzer ausstoßen: „Ach, wenn ich doch Müller hieße!" Nun, vielleicht kommt im Jahre 1926 ein anderer Name heran, etwa Schulze oder Meier.

Lustige Rundschau



* **Lehrer und Schüler.** Lehrer: „Haben Sie das Thema „Ursache und Wirkung" einmal durchdacht?" — Schüler (im Examen): „Jawohl, Herr Professor!" — „Ist es richtig, daß die Ursache der Wirkung vorangeht?" — „Nur teilweise." — „Wieso? Können Sie mir ein Beispiel angeben?" — „Freilich: Wenn ein Mann einen Schiebkarren fährt."

*

* **Verblümt.** „Meyer," sagte der Chef, „im Hauptkontor wird demnächst eine gute Stelle frei. Die soll von Ihrem Zwillingsbruder besetzt werden." — Meyer: „Von was für einem Zwillingsbruder?" — Chef: „Nun, den ich neulich auf der Rennbahn traf, als Sie zum Begräbnis Ihrer Tante waren. Laufen Sie und holen Sie mir den jungen Mann und kommen Sie nicht eher wieder, als bis Sie ihn gefunden haben."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.